

# Weichzeichner Zur Gesellschaftsanalyse taugt der „Tatort“ nur bedingt

Matthias Dell

Vor kurzem saß ich abends mit einem Freund vor einer Bar. Es war voll, weshalb unmittelbar neben uns auf der Bank eine Frau Platz nahm, die wir beide nicht kannten. Ich redete relativ leise. Es wäre mir unangenehm gewesen, die Frau mit unserem Gespräch zu belästigen, und ich wollte auch nicht, dass sie etwas von den persönlichen Dingen erfuhr, die ich erzählte. Meinen Freund strengte das allerdings an: Er verstand mich schlecht.

Nun ist dieser Freund ein Fan der US-amerikanischen Sitcom „Seinfeld“ (1989 bis 1998), und am nächsten Tag schickte er mir den Youtube-Link zu einem Ausschnitt aus der Folge „The Puffy Shirt“. Darin lernt Kramer, der Freund und Nachbar der Hauptfigur Seinfeld, eine Frau kennen, die dann von Seinfeld und der gemeinsamen Freundin Elaine bei einem Abendessen getroffen wird. „Low Talker“ Leslie redet so leise, dass die beiden auf der anderen Seite des Tisches nichts verstehen. Sie versuchen höflich zu sein, nicken ermunternd, lächeln zugewandt und sagen an Stellen, an denen es ihnen geraten scheint, Ja.

Warum erzähle ich von „Seinfeld“, wenn vom „Tatort“ die Rede sein soll? Weil es mich fasziniert, welche Rolle Seinfeld im Leben meines Freundes spielt. Solche Anspielungen kommen nämlich öfter vor – gewisse Situationen lassen sich offensichtlich durch den Verweis auf die Sitcom verstehen oder kommentieren. Seinfeld stellt, darüber hat der Filmkritiker Bert Rebhandl in seinem „Booklet“ (Diaphanes-Verlag) über die Serie geschrieben, im Grunde einen Katalog zur Soziologie des Alltags zur Verfügung. Tatsächlich liefert die Serie zu unzähligen Interaktionen des sozialen Lebens filmische Entsprechungen, die solche Situationen erklärbar und erzählbar machen.

Für den Tatort gilt das nicht oder nur sehr eingeschränkt. Dabei stiftet die bald 50-jährige Krimireihe permanent Gesprächsmaterial. Ich würde sogar behaupten, dass das eine der wichtigsten Funktionen der Sendung ist und ein Grund für ihre Beliebtheit: Natürlich geht es beim Tatort (wie auch beim Polizeiruf) zuerst um die Unterhaltung. Durch den Sendeplatz am Sonntagabend und den immer glei-

chen Vorspann hat sie sich als Ritual eingebürgert. Aber gerade weil jeden Sonntag relativ viele Leute vor den Bildschirmen sitzen, ist die Chance größer als bei fast allen deutschen Fernsehsendungen, Netflix-Serien oder Kinofilmen, mit jemand anderem darüber reden zu können. Und das auch außerhalb der eigenen sozialen Gruppe, die ihre ähnlichen kulturellen Vorlieben ohnehin permanent abgleicht.

Dennoch, so meine These, lässt sich aus dem Tatort nicht viel für das echte Leben lernen wie aus Seinfeld. Das hat zuerst mit dem Genre zu tun. Sitcoms von Stand-up-Komikern wie Jerry Seinfeld widmen sich den Anstrengungen des Alltags, die komisch bearbeitet werden und dadurch fürs Publikum anschlussfähig sind. Krimis dagegen regeln den Moralhaushalt, indem sie Verbrechen aufklären und Schuld zuordnen. Wobei es in die Irre führt, den Tatort ausschließlich als Krimi zu beschreiben. Die Reihe erfüllt im deutschen Fernsehen weitere Zwecke. So werden oft explizit politisch-gesellschaftliche Themen verhandelt, was zum prominenten Sendeplatz passt – der Tatort ist zwischen der Tagesschau und dem Gesprächskreis bei Anne Will genau am richtigen Ort, weil er News in eine fiktionale Form übersetzt, die besser diskutiert werden kann.

Warum aber schafft es die Reihe, obwohl sie als gesellschaftlicher Gesprächsstoff dient, so selten, Figuren zu kreieren, in denen wir uns wiederfinden, oder Szenen des Miteinanders, die kanonisch werden? Ein Grund dafür liegt in der Unschärfe des Formats: Als Reihe sind die Filme offener angelegt, als es eine klarer umrissene Serie sein könnte (was sich in Sachen Langlebigkeit allerdings als Vorteil erweist, denn das Ermittler-Stammpersonal kann entlang wechselnder Moden ausgetauscht werden, ohne dass die gesamte Reihe Schaden nähme). Die ermittelnden Protagonistinnen sind im Grunde Moderatoren, die den jeweiligen (von wechselnden Drehbuchautoren entworfenen) Fall auf immer verschiedene Weise angehen. Das heißt häufig auch, dass sie selbst „Fall haben“: Wenn es in der Geschichte um Probleme mit Kindern geht, wird das häufig in einer privaten Nebenhandlung gespiegelt.

Eine andere Erklärung für die mangelnde Referenzfähigkeit des Tatorts bilden die nicht selten nur durchschnittlichen Drehbücher (auch das wiederum ein Vorteil der Reihe, denn nach misslungenen Folgen kann am nächsten Sonntag wieder geguckt werden, weil ein neues Team mit anderem Drehbuch an den Start geht). Auf Anhieb fallen mir tatsächlich nur wenige Figuren ein, die einen solchen Eindruck hinterlassen haben, dass sie als Schablone taugten, an der das eigene Erleben abgeglichen werden könnte. Einer wäre Gisbert Engelhardt aus dem Münchner „Tatort: Der tiefe Schlaf“ von 2012 (Buch und Regie: Alexander Adolph). Das ist jener jüngere, übereifrige Polizist, der den beiden ergrauten Stammermittlern Batic (Miroslav Nemeč) und Leitmayr (Udo Wachtveitl) abwechselnd auf die Nerven geht und sie amüsiert. Engelhardt endet tragisch, weil er im Zuge des Falls selbst zum Opfer wird, was die ausbalancierte Spleenigkeit der von Fabian Hinrichs zudem äußerst eigensinnig gespielten Figur nur noch bestärkt: Ob er überambitioniert war oder richtig lag, ließ sich nie genau sagen.

Ein Gegenbeispiel ist der etwas neuere Charakter des Kölner Assistenten Jütte (Roland Riebeling spielt ihn seit 2018). Eigentlich könnte Jütte die ideale Figur für das Angestelltenformat Tatort sein, weil jede Zuschauerin, die Kollegen hat, diesen Typus kennt: phlegmatisch und arbeitsvermeidend, wach nur im Blick auf Feierabend und Pausenzeiten. Statt Jütte in dieser Rolle konsequent als Ornament der plotgetriebenen Betriebsamkeit zu inszenieren, sich die Figur also als erzählerischen Überschuss zu leisten, um den herum sich die Routinen des Falls entwickeln, ist der Assistent am Ende doch immer wieder in die üblichen Dialog- und Informationslogiken eingebunden. Jütte soll es qua Charakter einerseits gemütlich angehen, er muss die Kommissare Ballauf (Klaus J. Behrendt) und Schenk (Dietmar Bär) andererseits aber immer mit neuesten Erkenntnissen versorgen, weil das die Rolle ist, für die er Dialog zugestanden bekommt. Ein Widerspruch in sich, der die mangelnde Souveränität der Drehbücher genauso erkennen lässt wie die Vielzahl der Zwecke, denen der Tatort dient. Beim Publikum ist Jütte durchaus beliebt. Allerdings bleibt die Figur unter ihren Möglichkeiten: Bereits die Schemen seines spezifischen Charakters werden als Andeutungen dankbar aufgenommen. Dabei ist Jütte bislang nur ein Versprechen auf mehr – erinnerbare, zitierbare Sätze und Situationen sind von ihm nicht zu erwarten.

Nennen wir dieses Symptom das „Jütte-Problem“. Verallgemeinert führt es zu der Frage, welche Gesellschaft der Tatort eigentlich abbilden soll. Die Antwort ist in den meisten Fällen

betrübtlich. Durch die Begleitliteratur zur Krimireihe schwirrt zwar der Satz des Literaturwissenschaftlers Jochen Vogt, der Tatort sei der wahre deutsche Gesellschaftsroman, aber bei genauerem Hinsehen überhöht dieser Satz den langen Erfolg der Sendung nur mit Bedeutung.

Es gab durchaus gelungene Fälle in der abgelaufenen Tatort-Saison, womöglich sogar so viele wie noch nie. Gelungen ist eine Folge für mich etwa dann, wenn sie Interesse an Milieus zeigt. Die Stuttgarter Folge „Anne und der Tod“ (2019) zeichnet eine Pflegekraft, die mit den finanziellen Möglichkeiten der Hanglage-Nachbarn mithalten will, obwohl das nicht ihre sind. Ein arbeitsloser Werftarbeiter namens Mike Liebknecht (sic) tritt in „Friss oder stirb“ aus Luzern (2018) auf; er will vom Chef der Firma, die seinen Job an die chinesische Konkurrenz outgesourct hat, den ihm dadurch bis zur Rente entgehenden Restbetrag erpressen. Eine Kino-Fantasie, die den Clash der Schichten geschickt und genau für eine spannende Kriminalhandlung ausbeutet.

Die Regel aber sieht anders aus. Etwa so wie im Kölner „Tatort: Bombengeschäft“ (2019), der eine illustre Schar von Personen versammelt: mehrere Bombenentschärfer, geschäftsführend und angestellt, einen Spielhallen-Betreiber, einen Immobilienmakler, einen Kriegsversehrten, eine Hausfrau mit gewissen Ansprüchen an die Lebensführung. Nur: Die unterschiedlichen Lebensverhältnisse sind den Figuren nicht anzumerken – in dem Film herrscht die Uniformität eines Lebens aus dem Ikea-Katalog, das kein soziales Gefälle erkennen lässt.

Das ist die Pointe an der Idee vom „wahren deutschen Gesellschaftsroman“: dass der Tatort das höchstens ist, insofern es ihm gelingt, eine relativ große Zuschauerschaft zu gewinnen. Auf den Tatort als Seherlebnis können sich so viele Menschen in Deutschland einigen wie sonst nur auf Fußballübertragungen. Was diese Menschen damit aber teilen, ist eine Illusion von Gesellschaft: Die Geschichten auf dem Bildschirm zeichnen das Bild einer sehr breiten, tendenziell unterschiedslosen Mittelschicht.



Der freie Hörfunk- und Printjournalist Matthias Dell war im Frühjahr 2019 Gastjournalist im WZB. In seiner wöchentlichen ZEIT-ONLINE-Kolumne „Obduktionsbericht“ bespricht Dell die aktuellen Folgen von Tatort beziehungsweise Polizeiruf. (Foto: Daniel Seiffert)

[matthias.dell@posteo.de](mailto:matthias.dell@posteo.de)